

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 42 (1938-1939)
Heft: 2

Artikel: Wanderung
Autor: Passavant, Peggy
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-662495>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

leit. Die „Lyre de Montreux“ hat es sich nicht nehmen lassen, dem ältesten Bewohner der Umgebung die letzte Ehre zu erweisen.

Im Friedhofgarten zu Clarens, der weit über das herrliche Land schaut, liegt nun Vater Andreas friedlich und still und ruht von aller Arbeit

aus. In den Bäumen singen die Vögel, der Seewind fährt über das blumengeschmückte Grab, und hin und wieder durchdringt ein Ton des Lebens die Stille des Gottesackers, der lebensfrohe Ton einer Schiffssirene, die dem gestorbenen Getreuen einen Gruß vom Wasser sendet.

In Berge.

In Berge, höch im Oberland,
Jube!
Isch eufi Heimet!
Bigost, 's chönnt niene schöner si.
Im Morge-n-und im Abigschi
Zündt 's Gold vun allne Wände.
Und 's Alphorn tönt vu Flueh zu Flueh,
De Herrgott loset sälber zue,
Mer sind i sine Hände.

Wie wit, wie herrli isch die Wält,
Jube!
Magst nüd gnueg luege.
Und glich, wänn d' i der Fröndi bisch
Und issisch ame frönde Tisch,
Wie muesch di lehre bucke!
Es druckt di öppis, 's isch kän Gspäß,
Und 's Heiweh macht der d' Auge naß,
Häsch mänge Chummer z' schlucke.

Wie wohlet's der, wänn's gheißt: durhei!
Jube!
Fed 's Herz a juchse.
Und wie-n-en Bliß fahrt's der i d' Bei.
De ghörsch vu witem scho am Rai
& Puschle Meitli singe.
Und wänn's dä rächt in Arme häst,
Rän Ängel chönnt der zu dem Fäst
& liebers Gschänkli bringe.

Ernst Eschmann.

Wanderung.

Die Bildergalerie, in welcher man die neue Ausstellung zur Schau brachte, war leer. Wer will an einem heißen Sommernachmittag sich herbeimühen? Die Einheimischen mal sicher nicht, sie haben Zeit bis morgen.

Da hingen nun die vielen Gemälde an dem grauen Kupfen in ihrem schlichten Rahmen und warteten geduldig auf die Gäste. Irgendwo in einer Ecke schnarcht leise ein Wärter, sonst ist es still ringsum. Warum sind Galerien immer feierlich, und warum schleicht man auf Zehenspitzen umher und spricht im Flüsterton? Vielleicht ahnt mancher hier, daß diesen Kunstwerken, die selber reden wollen, nötige Ruhe gebührt, und so entsteht die Ehrfurcht.

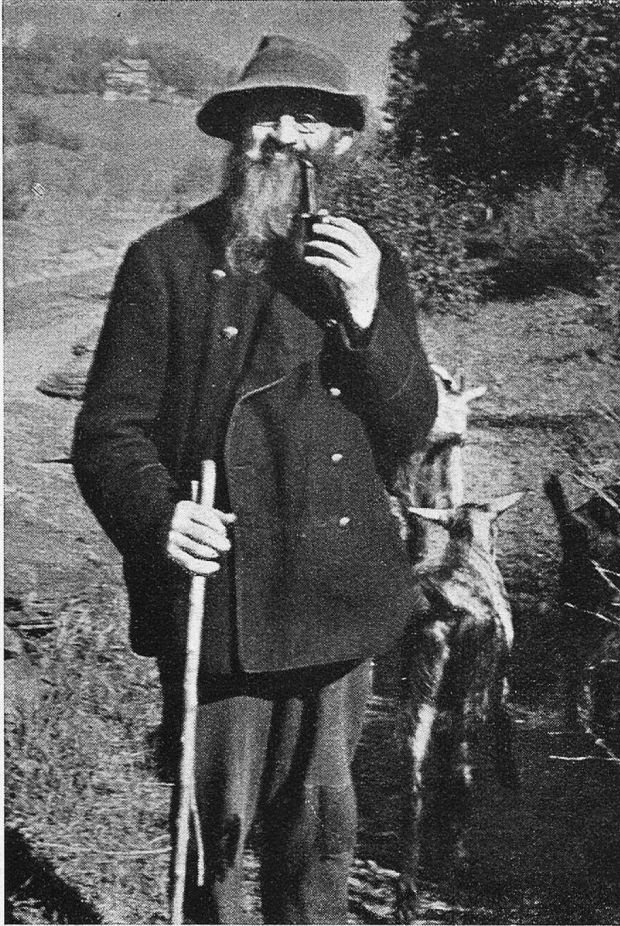
Nun betraten auf einmal zwei Menschen den langen Saal, ein jeder von der entgegengesetzten Seite kommend. Sie hatten wahrscheinlich die Kunde der verschiedenen Zimmer schon gemacht und eilten an den bereits gesehenen Werken vorüber, um ein bestimmtes Gemälde zu suchen. Es war, als ob ihre Schritte instinktiv dorthin führ-

ten, wo sie nochmals vor dem Weggehen verweilen wollten.

Und so blieben beide vor dem Bilde Nr. 68 stehen. Wie ein Magnet hatte es sie vom entlegensten Winkel hierher gezogen, und man sah auf ihren Gesichtern geschrieben: „Ah, endlich, hier ist's!“ Das junge Mädchen, anscheinend eine Skandinavierin, las halblaut aus dem Katalog: „Die Wanderung“ — der Bursche nickte leise mit dem Kopf, als ob er dankte für die Auskunft.

Das Gemälde, das sie zusammen betrachteten, war von mittlerem Format, sehr schlicht und durch das viele Bunt der Nachbarbilder eher etwas in den Schatten gestellt. Aber seine Leuchtkraft kam anderswo her, vielleicht bedingt durch den starken Ausdruck, den es barg, und der wohl auch die jungen Fremden so angezogen hatte.

Da sah man eine enge Gasse, die etwas aufwärts stieg. Fabrikhäuser, graue, häßliche Fassaden, die trübselig aneinander klebten. Es lag etwas Dumpfes, Brütendes über ihnen, und ihre geschlossenen Fenster glichen weinenden Augen.



Ziegenhirt, bei den Churfürsten über Quinten.
Phot. F. Wellauer, St. Gallen.

Hinter dem Gemäuer saß der Alltag, vielleicht auch Not und bittere Armut. — Und dieser ganze Druck, der auf dem Bilde lastete, wurde gelöst durch zwei Menschen, die mitten durch die Häuserreihen schritten, das steilgeplasterste Gäßchen hinauf. Der Mann legte den Arm um die Schulter des Weibes, welches die Stütze willig hinnahm. Sie hätte wohl nicht aufrecht gehen können, da das weiche Fließen ihrer Glieder der Anlehnung bedurfte; und obwohl die Gesichter nicht zu sehen waren, weil das Paar dem Beschauer den Rücken kehrte, ahnte man die Verklärung, die auf dem Antlitz eines jeden lag, sowie die innige Verbundenheit der Körper.

Wo wanderten sie wohl hin? Das Ziel war sicher unbekannt, aber sie wußten, daß es in diesem Augenblick unendlich war und daß sie das ganze Dunkel der Umgebung zu füllen schienen mit ihrem eigenen Glanz. — Oben an der Straßenwendung guckte über die verwitterte Mauer ein rosa Pfirsichblütenzweig hervor, wie eine zarte Bejahung ihres Glückes.

Das junge Menschenpaar, das lange vor dem Bilde stand, sah von der Leinwand weg, und jedes entdeckte auf des andern Zügen eine kleine Verwandlung. Das gemeinsame Erleben des Bildes war so stark, daß sie eine ganz unmittelbare Bewegung machten. Lächelnd schauten sie sich an und schritten dann sehr selbstverständlich Hand in Hand durch den Saal, die Stufen hinab, hinaus ins Freie. Dort schlenderten sie durch die heiße Sonnenglut, beschwingt und froh, doch stumm — denn keiner verstand des anderen Sprache.

Auf einer kleinen Anhöhe, wo es kühl und schattig war, stand eine Bank im Grünen. Man hatte von dort oben eine schöne Aussicht ins Weite, auf Felder mit hochgestellten, reifen Garben. Die brennende Glut der Luft flimmerte über der Erde, Stimmen von tausend zirpenden Lebewesen ertönten rings umher.

So saßen die beiden Fremden unter der Linde und begannen sehr zaghaft das alte, uralte Spiel der Liebe — die sommerliche Pracht den Rahmen bildend.

„Ich Helga — und du?“

„Franz.“

Ein kleines Sprühen kam in des Jünglings Augen, und er berührte sehr behutsam, aber doch ein wenig zärtlich, das Haar des Mädchens, welches ihr in weißblonden Wellen bis zur Schulter hing.

„Schön bist du,“ sagte er.

„Was schön — ich nicht versteh.“

„Das schön,“ erklärte er lachend und drückte die Lippen auf ihren Mund. Nun schauten sie einander an und blinzeln sich in die hellblauen Augen, wo jedes des andern Fragen errät.

Wie war das nur alles gekommen? Helga kannte die Sagen der Trolen und Feen ihres Heimatlandes, vielleicht hatte auch jetzt solch eine Waldfee sie hierher verzaubert. — Die Stunden vergingen, rot sank die Sonnenkugel hinterm Gebirge und warf ihren letzten Glanz auf die Garben und auf das junge Menschenpaar. Das saß in der Dämmerung umschlungen und flüsterte sich Rosenamen zu — bald deutsch, bald schwedisch.

Wie ging es dann weiter? Lassen wir die beiden in ihrem kurzen Glück. Es gibt nicht nur in Bildern, sondern auch im Leben der Menschen Augenblicke, die wie im Rahmen eingefangen sind als kostbarer Wert, der nicht nach Zeit und Dauer fragt, sondern sich still begnügt im „Sein“.

Peggy Passavant.